

Hildegunde Wöller

Schönheit, Harmonie, Glück

Schönheit -in der christlichen Tradition immer ursprünglich und künftig - nie Gegenwart. Dabei ist auch das ursprünglich Schöne des Menschen gemeint und seine zukünftig vollkommene Gestalt. Was ist in der Psyche, das diese Ursprungsphantasie hat und sie ins Kommende projiziert, so dass die Gegenwart als verschattet erlebt wird?

Schönheit ist eines der seltenen Wunder,

die unsere Zweifel an Gott verstummen lassen.

(Jean Anouilh)

Schönheit ist der beste Trost für Trauernde. Schönheit leuchtet ein, Schönheit ergreift uns mit ehrfürchtigem Schauer. Schönheit hat mit dem Scheinen zu tun, dem Glanz. Schönheit ist etwas, was uns unmittelbar einleuchtet, wie Wahrheit.

Ich bekenne, schönheitsdurstig zu sein.,,Wär' nicht das Auge sonnenhaft, wir könnten nicht die Sonne sehen“, sagte Goethe. Unsere Sinne sind so ausgestattet, dass wir Schönheit wahrnehmen, weil alles Schöne auch lebensfördernd ist. Das, was uns hässlich vorkommt, ist zugleich lebensfeindlich. Wir sollten darüber staunen, dass wir Menschen so unendlich empfindungsreich sind. Wahrscheinlich können wir vielfältiger genießen als Tiere. Schönheit ist der Glanz der Ordnung des Lebens, Kosmos, unseres Lebens auf dieser Erde. Plato sah die irdische Welt als eine Art Abglanz, als eine ungefähre Darstellung vollkommener überirdischer Ideen.

Harmonie ist ein Phänomen des Hörens. Die Welt ist Klang sagte J.E Berendts. Die christliche Tradition verlegte Gesang und tanzendes Schweben in die Welt der Engel, des Himmels. Bach aber hat die harmonia mundi vollkommen zum Klingen gebracht. Musik wird oft als „himmlisch, überirdisch“ empfunden. Harmonie hat mit Schwingungen zu tun, sie scheint ein geistiges Phänomen zu sein, weil wir sie nicht sehen können. In Wirklichkeit leben wir davon, denn alles Lebendige rings um die Erde ist so etwas wie ein einziges Schwingungsfeld, also ein Phänomen von Rhythmus und Klang.

Wir können von Glück reden, auf dieser schönen Erde zu leben. Dennoch: „Da gehn die Menschen hin, und staunend sehn sie nach den Bergespitzen, dem breiten Strom gewaltiger Flüsse, dem endlos weiten Rund des Ozeans und dem Lauf der Sterne, sich selbst aber sehn

sie nicht und sehn sich ohne Staunen“, so Augustin. Nein, dieses Glück ist nicht genug. Wir wollen mehr, wir wollen dauerndes Glück, ja ewige Seligkeit.

Ist dies alles nun Erinnerung oder Ziel - Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies, Erinnerung an die frühe Kindheit oder gar an die vorgeburtliche Einheit mit der Mutter oder Erinnerung an frühere Epochen der Menschheit? Ist sie Todessehnsucht? Oder eine anthropologische Konstante, ein Gottesbeweis? Ernst Bloch beendet sein Werk über das Prinzip Hoffnung: „Was jedem in die Kindheit scheint und wo noch niemand war: Heimat.“

Die unerfüllbare Sehnsucht nach Schönheit, Harmonie und Glück ist eine mächtige Triebfeder. Im Christentum ist sie zusammengefasst in dem einen Wort Paradies, also einer ursprünglichen vollkommenen Schönheit, und der Sehnsucht nach dem Kommenden.

An drei Beispielen will ich Motive für die Sehnsucht nach Schönheit, Harmonie und Glück in unseren Traditionen zeigen: Die Insel der Seligen, der Gral, der Garten.

1. Die Insel der Seligen

Der Impuls kommt immer wieder einmal, und er kann das ganze Denken besetzen: Ich wandere aus, verschwinde einfach auf Nimmerwiedersehen, gehe auf einen einsamen Berg, in die Wildnis, weit fort in ein Land, wo mich niemand kennt, wo niemand Ansprüche an mich stellt. Dann sollen sie mich alle vergebens suchen, dann sollen die anderen sehen, wie sie ohne mich zurechtkommen.

Man kann sich dieses Anderswo auch noch in leuchtenden Farben ausmalen:

Milde Sonne, reine Luft, duftende Blumen, ein sanfter Wind, leuchtende Gewässer, freundliche Menschen. Andere wünschen sich die Stille und Reinheit einer Wüste oder die karge Wildnis von Bergen mit Gletschern. Das ist eine Geschmackssache.

Mit dem Wunschtraum verbunden ist auch die Vorstellung, sich selbst los zu sein, seine Ängste und Zwänge, seine Unsicherheit, seine Gebrechen, seine Schmerzen und Trauer, sein Versagen und seine Schuld, seine Einsamkeit. Wäre ich erst woanders, könnte ich auch selbst anders sein.

Es gibt Vorstellungsbilder der Kulturgeschichte, die jeder zu kennen meint und die er doch nie genau erkundet. Eines davon ist die "Insel der Seligen". Wer sich aber damit beschäftigt, macht faszinierende Entdeckungen, schöne wie schreckliche.

Denn nur wer die Wasser des Todes durchfahren hat, also schon gestorben ist, kann das Elysium erreichen, der antike griechische Name für die Inseln der Seligen. Dabei war das Elysium nur für ganz besonders Auserwählte bestimmt, sozusagen die First Class der sonst

eher trostlosen Schattenwelt des Hades. Es lag am Ende der Welt, jenseits der Wasser des Atlantik, eine heitere Ruhestatt reiner Geister.

Die Jenseitsvorstellungen der meisten alten Völker kannten starke Klassenunterschiede. Das Walhalla der Germanen, jenes Festgelage in den Hallen Wotans, war nur für tapfere Helden bestimmt, ebenso die ewigen Jagdgründe der Indianer. Für normale Sterbliche galten die paradiesischen Ziele nicht. Der Koran schildert ein erstrebenswertes Jenseits nach sehr männlichen Wünschen:

"... eine liebliche Gegend, von erfrischenden Strömen durchflossen, wo laubige Bäume Schatten spenden. Die Seligen ruhen auf Lagern und Kissen, in Festgewänder aus Seide und Brokat gekleidet. Herrliche Fruchtbäume beschatten die Teilnehmer des himmlischen Gastmahls, Granatapfelbäume, Bananen, Weinstöcke und Palmen, deren Früchte sich von selbst herabneigen, wenn jemand sie pflücken will ... Knaben, schön wie Perlen, gehen herum und schenken einen lieblichen Trank ein ... Zur Gesellschaft und zu Gemahlinnen erhalten sie 'schwarz-äugige Huris', von denen Mohammed zu erzählen weiß, dass sie jungfräulich, sittsam, besonders von Gott geschaffen sind."(Schwarzenau. 69f.)

Auch an den berühmten Grabstätten in Ägypten, in Südamerika und in Europa, die den Archäologen Auskunft geben über die Jenseitsvorstellungen unserer Ahnen, ist abzulesen, dass früher eigentlich nur die Aristokraten Anspruch auf ein paradiesisches Leben im Jenseits hatten. Von normalen Sterblichen war da nicht die Rede. Erst auf dem Hintergrund dieser ins Jenseits verlängerten Unterschiede zwischen Klassen, Ständen und Geschlechtern wird deutlich, dass der christliche Glaube eine radikale Demokratisierung der Jenseitsvorstellungen gebracht hat. Jeder einzelne Gläubige darf auf das ganze Reich Gottes hoffen.

Die Inseln der Seligen also ein Jenseitsland. Was sie auszeichnet ist das, was wir noch heute eine paradiesische Insel nennen: Mildes Klima, Wasser und eine üppige Vegetation; man braucht die Früchte nur von den Bäumen zu pflücken. Für Wüstenbewohner ist das geographische Vorbild anstelle einer Insel eine Oase, für Bergbewohner ein abgelegenes, fruchtbares Tal hoch im Gebirge.

Aber eben nicht oder nur sehr schwer zu erreichen, denn der wunderschöne Garten liegt am Ende der Welt und ist vom Land der Lebenden durch ein weites Meer, durch eine unüberwindliche Mauer, einen Eiswall, durch dichten, immerwährenden Nebel oder eine feurige Lohe getrennt (vgl. Grof, Jenseits, 92).

Wie auch die Bibel erzählt: "...und Gott vertrieb den Menschen und ließ östlich vom Garten Eden die Cherube sich lagern und die Flamme des zuckenden Schwertes, den Weg zum Baum des Lebens zu bewachen"(1.Mose 3, 24).

Wie erwähnt, dachten die Griechen sich die Inseln der Seligen im Westen, jenseits des Atlantik. Denn die Vorstellung von einer solchen Insel der Seligen wird bei den meisten Völkern genährt durch den Blick nach Westen, in den Sonnenuntergang hinein. "Wenn bei Capri die rote Sonne im Meer versinkt und am Himmel die bleiche Sichel des Mondes blinkt" ziehen nicht nur die Fischer aufs Meer hinaus, sondern auch die Sehnsucht, die Seele des Menschen zieht mit und ahnt in der Glut am Horizont jene andere, bessere Welt, zu der die Toten gehen.

So erzählt etwa ein finnischer Mythos: Als es dem großen finnischen Sänger und Kulturbringer Wainämöinen nach langen Kämpfen gelungen war, Sonne und Mond zu befreien und den Menschen das Feuer wiederzugeben, beschied er alle zum Ufer des Meeres, um ein letztes Mal für sie zu singen und stieg dann in sein Boot. Wie ein Pfeil schoss es nach Westen, der untergehenden Sonne entgegen. Immer schneller entzog sich das Boot den Augen der Leute von Kalewala, bald sah man nur noch das Segel, endlich nur noch einen winzigen Punkt. Und dann war auch er im flammenden Abendrot verschwunden (vgl. Götter und Dämonen, Hrsg. Jockel).

Ein Boot, ein Einbaum als Sarg, der dem Meer anvertraut wird und der untergehenden Sonne in eine andere Welt entgentreibt, war bei Küstenbewohnern eine verbreitete Begräbnisart. Und da die Abendsonne diese Vorstellung hervorrief, lag für die Griechen der Garten der Hesperiden mit den goldenen Äpfeln im Westen. Hesper ist das Wort für Abend und für Westen zugleich. Der goldene Apfel ist ein Symbol der Abendsonne. Bei den Kelten hieß die geheimnisvolle Jenseitsinsel Avalon, eine Apfelinsel, die von Priesterinnen gehütet wurde, und diese Äpfel verhiessen Verjüngung und ewiges Leben.

In der biblischen Sündenfallgeschichte ist mit keinem Wort von einem Apfel die Rede, den Eva vom Baum gepflückt und mit Adam geteilt haben soll. Aber alle Gemälde davon zeigen einen Apfel. Zum Garten Eden, zur Insel der Seligen gehört eben der Apfel, weil es um die Abendsonne geht, die purpurrot untergeht. Phönix ist die alte Bezeichnung für die Purpurfarbe. Für die Ägypter ein Symbol für die Sonne, ebenso wie der Vogel Phönix, von dem es heißt, dass er verbrennt und aus der Asche wiedergeboren wird. Was so flammend, so glühend untergeht, muss auch die Macht haben wiederzukehren. Der mächtige alttestamentliche Prophet Elia ist nicht gestorben, sondern in einem flammenden, einem

feurigen Wagen zum Himmel gefahren, und er, so die Erwartung bis heute, wird wiederkehren.

Wie die untergehende ist natürlich erstrecht die aufgehende Sonne eine Erscheinung, die das Irdische verzaubert. Im Altai-Gebirge in Sibirien spielt die Sage von einem "weißen Land der Seele", von Belowodje oder Weißwasser. "Die aufgehende Sonne ließ die weißen Berggipfel erstrahlen wie Flammen eines auflodernden Feuers..."(Kharitidi, 119), heißt es in einer Beschreibung. Verborgen zwischen den Berggipfeln soll es ein immergrünes Tal geben.

"Manche nannten es das verschlossene Land. Andere bezeichneten es als das Land des weißen Wassers und der hohen Berge oder das Land der Lichtgeister oder Land des lebenden Feuers oder als das Land der lebenden Götter... Das Land Belowodje ist keine Erfindung. Es existiert tatsächlich..." Es ist ein "Reich des reinen Geistes, mit herrlichen Flammen und voll zauberhafter Geheimnisse, voll Freude, Licht, Liebe und Inspiration, ein Reich ohne Mühsal und von unvorstellbarer Großartigkeit" (Kharitidi, S.121f).

Rings um den Globus in allen Kulturen ähnliche Vorstellungen. Alles nur Phantasie? Neuerdings neigen manche dazu, diese Bilder auf Erfahrung zurückzuführen, Erfahrungen vor allem von solchen, die schon an der Schwelle des Todes waren und doch noch einmal zurückgekehrt sind. Durch die Kulturen und Zeiten und ebenso heute erzählen sie von einem Reich des Lichts, der Farben und schönen Klänge, das sie beinahe erreicht hätten und aus dem sie in dieses Leben zurückkehren mussten. Von Erfahrungen jenseits der Todesschwelle erzählen auch die Schamanen in ihren Gesängen, erzählen Märchen, Mythen und Sagen. Besonders Auserwählte, so die Überlieferung, haben das Jenseitsland betreten und sind zurückgekehrt, um zu berichten.

Über Belowodje zum Beispiel heißt es, dass ein russischer Großfürst vor über 1000 Jahren eine Gesandtschaft losgeschickt habe, um dieses Land zu finden. Keiner der Ausgesandten kehrte zurück, und man hielt sie für verschollen, bis nach Jahrzehnten ein Mönch auftauchte und erzählte: "In jedem Jahrhundert ist es auf der ganzen Welt nur sieben Menschen gestattet, dieses Land zu betreten. Sechs davon kehren mit dem heiligen Wissen zurück, so wie ich, und der siebte bleibt dort." (Kharitidi, 121f.)

Aber Märchen, Mythen und Sagen genügen heute nicht. Eigene Erfahrung ist gefragt. Den Preis des Lebens möchte man natürlich nicht gleich zahlen. Und so steigen jährlich Millionen in ein Flugzeug und lassen sich an die Gestade eines fernen Meeres tragen. Nur sind sie, wenn sie zurückkehren, selten glücklicher geworden. Sie waren gar nicht wirklich fort, nicht innerlich.

In dem Buch der sibirischen Ärztin Olga Kharitidi wird der Fragende belehrt:

"Du fragst dich, ob Belowodje ein Land ist, das tatsächlich existiert... Wichtig ist, dass dir klar ist, dass man Belowodje nur finden kann, sowohl in dieser Welt als auch in irgendeiner anderen, wenn man sein inneres Selbst erforscht. Der einzige Weg nach Belowodje führt durch einen inneren Raum, er setzt die Erweiterung deiner Selbsterkenntnis voraus."(Kharitidi, S.251)

Da der Weg der Selbsterkenntnis für die meisten unerträglich mühsam ist und viele nicht wissen, dass es ihn überhaupt gibt, suchen sie weiterhin außen. Anders muss es sein als zu Hause, sonnig, farbig, warm und duftend. Trotzdem versprechen Reiseveranstalter dem Europäer noch immer, er werde auf seiner Ferienreise auch sein Paradies finden.

Der französische Maler Paul Gauguin (1848-1903) zum Beispiel hat es gemalt. Doch schon als er vor gut hundert Jahren aus Frankreich wegging, um auf Tahiti das exotische Paradies zu finden, hatte der Kolonialismus es verdorben. Nur seinen Traum hat er gemalt, schöne Frauen, Tiere und Pflanzen in Harmonie.

Oft waren europäische Entdecker bei ihren Fahrten über die Weltmeere auf Inseln an Land gegangen, die ihnen paradiesisch erschienen: die Kanarischen Inseln, die Südseeinseln, die Inseln Mittelamerikas: mildes Klima, üppige Vegetation mit essbaren Früchten an den Bäumen. Allerdings haben sie dann rasch dafür gesorgt, dass die Inseln sich in eine gewöhnliche Hölle verwandelten: Die Feuchtigkeit und Fruchtbarkeit spendenden Wälder wurden abgeholzt. Die Einwohner wurden versklavt oder ausgerottet. Den Rest besorgten eingeschleppte Krankheiten und Tiere wie die Ratten.

Im Außen scheint es heute immer schwerer, ein Paradies zu finden und noch schwerer es zu bewahren.

Fragt man, wie es kommt, dass der Mensch so sehr dazu neigt, eine paradiesische Landschaft in eine öde, unfruchtbare Steppe zu verwandeln, über die der Wind Staubkörner treibt, kommt man zu dem Ergebnis, dass er auch dabei ein inneres Bild nach außen wendet: Er trägt die Hölle in sich.

Die Forscher, die sich mit den Jenseitsvorstellungen der verschiedenen Völker einst und jetzt befassen, kommen zu dem Ergebnis:

"Verschiedene Studien erwiesen, dass die Vorstellungen vom Leben nach dem Tode sich unter verschiedenen ethnischen und religiösen Gruppen weitgehend ähneln... Bestimmte

Themen treten immer wieder auf, vor allem die beiden polaren Bilder des Jenseits - der Ort der Gerechten, der Himmel oder das Paradies, und der Ort für die Bösen oder die Hölle. Die Grundmerkmale von Himmel und Hölle sind immer dieselben - ewige Freude im Himmel und ewige Qualen in der Hölle ..."(Grof, S.13f).

Seit den Zeiten der Aufklärung galt es als ausgemacht, dass es weder Himmel noch Hölle gibt. Die Hölle, das war ein Schreckgespenst des Mittelalters. Leider entdeckte der Mensch im 20. Jahrhundert aber, dass die Hölle grausige Wirklichkeit in der Geschichte geworden ist, von Menschen an Menschen exekutiert. Und nun kommen auch die Anthropologen und Psychologen zu der Einsicht:

"Die Höllenvorstellungen der großen spätarchaischen Religionen sind die 'Müllgrube' ihrer Gläubigen; sie zeigen, wie es in den 'unterirdischen Räumen' der Frommen tatsächlich aussieht: Barbarische Kräfte warten schon in diesem gegenwärtigen Leben ungeduldig darauf, entfesselt zu werden. Gnade Gott, wenn die Hölle los ist!" (Rolf Kaufmann, Die Hölle).

Nun wäre es leichtfertig zu behaupten, dass es solche "unterirdischen Räume" nur in den Frommen gebe oder gar, dass die Religionen die Urheber der Höllenvorstellungen wären. Vielmehr muss sich gerade der Mensch der so genannten Hochkulturen der Selbsterkenntnis stellen, dass er beides, Himmel und Hölle, in sich hat und umso eher eine Hölle um sich her schafft, je mehr er leugnet, damit zu tun zu haben. Die Behauptung, das alles seien vergangene Dinge, ist leider falsch. Rolf Kaufmann warnt:

"Wir dürfen die Höllenvorstellungen früherer Zeiten nicht einfach - wie es der Positivismus tat - bagatellisieren oder verdrängen; denn sie erinnern uns an das tatsächlich vorhandene zerstörerische Potential in uns, das jederzeit entfesselt werden kann. - Wir müssen besser lernen, dem Bösen in uns in die Augen zu blicken und so damit umzugehen, dass Katastrophen vermieden werden können. Die Höllenvorstellungen der Alten wollen ernstgenommen und zeitgemäß verstanden werden." (Kaufmann, Die Hölle)

Der Zusammenhang hat es deutlich werden lassen: Ob es um Vorstellungen von einem einstigen verlorenen Paradies geht oder um Bilder von einem jenseitigen Leben in einer Hölle oder auf einer Insel der Seligen: In allen Fällen handelt es sich um eine grundlegende Bereitschaft in der menschlichen Seele, und wir wissen nicht, ob ihr eine vorgeschichtliche oder nachgeschichtliche Wirklichkeit entspricht. Eines aber ist klar: Diese Bilder schaffen im Menschen eine Atmosphäre, die sich in seinem Verhalten niederschlägt. Die Frage nach den Inseln der Seligen hat geradewegs zur Hölle geführt. Beide Bereiche sind im Menschen zu Hause, und sie sind benachbart. Stanislav Grof weiß:

"Himmel und Hölle, ob konkret oder abstrakt erlebt, stellen eindeutige Polaritäten dar und sind gewissermaßen komplementäre Aspekte. Himmlische Bereiche sind durch Weiträumigkeit, durch ein Gefühl der Freiheit und Lichtfülle gekennzeichnet. Höllische Regionen sind eng, alptraumhaft, bedrückend und finster. Dieselbe Polarität herrscht in der Landschaft, der Architektur, den Bewohnern und den Erfahrungen der dorthin verbannten Toten"(Grof, Jenseits, 13f.).

Dabei gibt es keine Zweifel: Beides wird von Menschen, ob innen oder außen, erlebt. An der Schwelle des Todes oft außerordentlich intensiv, aber ebenso manchmal mitten im Leben. Die Hölle auf Erden wird uns täglich im Fernsehen gezeigt. Dafür braucht niemand Beweise. Anders ist es mit der Insel der Seligen, mit dem himmlischen Garten oder Paradies. Gibt es das wirklich, und vor allem: Wie komme ich dorthin? Darauf gibt es von den Wissenden zu allen Zeiten die Antwort, die schon im Hinblick auf Belowodje zitiert wurde:

"Du fragst dich, ob Belowodje ein Land ist, das tatsächlich existiert... Der einzige Weg nach Belowodje führt durch einen inneren Raum, er setzt die Erweiterung deiner Selbsterkenntnis voraus."

Da sind sie wieder, die hohe Mauer, das weite Meer, die Feuerflamme - Hindernisse, die dem Weg zum ersehnten Ziel im Wege stehen. Denn so einfach ist es eben nicht, seine Selbsterkenntnis zu erweitern. Insbesondere deswegen nicht, weil das immer durch die eigene innere Müllgrube führt und einem zumutet, dort aufzuräumen. Oder, mit anderen Worten: Man muss sich der Angst vor dem finsternen inneren Dämon, vor der Hölle im eigenen Inneren stellen. Und der Preis dafür ist das unantastbare Bild, das man von sich selbst hat, es muss aufgegeben, geopfert werden, und das ist so bitter wie sterben.

Da muss aber doch etwas sein, was immer neu dazu verlockt, über das Vorhandene, über sich selbst hinauszuwollen. Heutzutage wird durch den weltweiten Kulturvergleich zum ersten Mal deutlich, dass es sich bei den Bildern von den Inseln der Seligen, vom Paradies oder von himmlischen Gärten nicht um fromme Märchen handelt, sondern um etwas allen Menschen der Erde Gemeinsames:

"Die moderne Bewusstseinsforschung bietet interessante Erkenntnisse zu diesem Problem", schreibt Stanislav Grof. ... Moody berichtet "von immer mehr Menschen, die in ihrer Begegnung mit dem Tod konkrete, detaillierte archetypische Bilder himmlischer Landschaften empfangen mit Städten des Lichts, strahlenden, palastartigen Gebäuden, exotischen Gärten und herrlichen Flüssen." (Grof, S.14)

Das himmlische Jerusalem, von dem die letzten Seiten der Bibel erzählen, ist Teil dieses Vorstellungshorizonts, der von wunderschönen Gärten, Quellen und Bäumen erzählt. Da ist alles, was Menschen als schön empfinden, versammelt:

"Die Szenerie des Himmels ist meist von leuchtend weißem oder goldenem Licht durchflutet, voll schimmernder Wolken und Regenbögen. Die Natur bietet ihre besten Gaben dar: fruchtbare Erde, Felder reifenden Kornes, liebliche Oasen, herrliche Gärten oder saftige Wiesen. Die Bäume sind mit prächtigen Blüten und üppigen Früchten beladen. Die Straßen sind mit Gold, Diamanten, Rubinen, Smaragden und anderen Edelsteinen gepflastert. Die paradiesischen Landschaften werden von Jungbrunnen und strömendem Wasser des Lebens, klaren Seen und Flüssen ... bewässert. Die himmlische Architektur ist durchsichtig und voll von Palästen, die von Gold und Juwelen blitzen. Die Hallen sind von funkelnden Kristalllüstern erleuchtet und mit Springbrunnen geschmückt..." (Grof, Jenseits S.14)

Die Bilder stammen alle von der Erde, sind abgenommen an dem, was hier als schön und erstrebenswert gilt. Oder ist es vielleicht sogar umgekehrt: Ist die Erde, wo sie schön ist, ein Abbild himmlischer Wirklichkeit? In einem Trauergedicht meint Rainer Maria Rilke:

Doch als du gingst, da brach in diese Bühne
ein Streifen Wirklichkeit durch jenen Spalt,
durch den du hingingst: Grün wirklicher Grüne,
wirklicher Sonnenschein, wirklicher Wald.

2. Der Gral

Die schwer erreichbare Kostbarkeit meint etwas, auf das sich die Sehnsucht richtet und das zu erreichen man bereit ist, Zeit und Kraft einzusetzen. Kostbar scheint das Angestrebte gerade, weil es so schwer zu finden ist, ja, sich dem Suchenden zu entziehen scheint. Aber am Erreichen dieser Kostbarkeit hängt das ganze Leben. Dabei sucht durchaus nicht jeder dasselbe. Vielmehr scheint es so, als habe jeder Mensch einen anderen unverwechselbaren Lebenswunsch, als seien wir wie Pfeile, die, einmal losgeschossen von der Sehne, je ganz verschiedene Ziele anstreben. Zur Veranschaulichung einige Beispiele:

Die schwer erreichbare Kostbarkeit kann sein

- das, was einen auf glückliche Weise ergänzt, weil
man sich unvollständig fühlt,

- das, was einen nach langer Krankheit und vielen Schmerzen heilt und gesund macht,

- das, was einen über sich selbst, über die Enge und Eintönigkeit des eigenen Alltags hinausführt,
- das, was einem Wert gibt, einen würdigt, adelt,
- das, was einen reinigt, etwa von Schuld oder von unangenehmen Gefühlen wie Eifersucht und Neid,
- das, was einen aus der Isolierung in eine tragende Gemeinschaft führt,
- das, was einem innere und äußere Ruhe gibt,
- das, was einem Freiheit eröffnet,
- das, was Klarheit bringt über das Rätsel, das man sich selbst ist,
- das, was einen erwärmt und erfreut, was glücklich macht,
- das, was einem Heimatrecht gibt,
- das, was einen verwandelt.

So verschieden die Wünsche, die Sehnsucht, haben sie in Europa doch seit Jahrhunderten einen geheimen Namen: ein "Wunsch vom Paradies", ein "Hort von Wundern ohne Zahl": der Gral. Der Gral, getragen von einer Gralshüterin, vertreten durch eine Gralsbotin, bewacht von einem Gralskönig, zu finden auf einer Gralsburg, von der allerdings niemand weiß, wo sie ist. Diese Gralsburg kann vor dem Wanderer erscheinen wie die Sonne am Morgen, sie kann aber ebenso wieder verschwinden, wenn er nicht die richtige Frage stellt. Es ist wie verhext: Was einmal da war, zum Greifen nahe, kann unauffindbar verloren gehen. Es genügt offenbar nicht, den Gral nur zu bestaunen, zu begaffen, man muss, so die Parzival-Sage Wolfram von Eschenbachs, sogleich Verantwortung für ihn übernehmen, selbst König und Gralshüter werden.

Das erinnert an das Gleichnis, das Jesus erzählt hat von dem Kaufmann, der kostbare Perlen suchte. Als er die eine, die kostbarste Perle fand, verkaufte er alles, was er hatte, um sie zu erwerben. Das Ziel der Sehnsucht fordert den ganzen Einsatz, sonst entzieht es sich wieder, und man ist ärmer als zuvor.

Zum Bild vom Gral, das am Anfang dieses Jahrtausends aufkam und in zahlreichen Dichtungen in französischer und deutscher Sprache gestaltet worden ist, gehört immer zugleich die Vorstellung, dass er verborgen ist und gefunden werden muss. Dass es aber der Mühe der Besten wert ist, ihn zu finden, ja dass er sich von besonders Auserwählten finden lassen will und Zeichen gibt. Aus Britannien, aus dem keltischen Artussagenkreis zum

Beispiel stammt die Kunde vom Gral. Der weise Berater des Königs Artus, Merlin, hat zur Gralssuche aufgerufen, um damit indirekt eine Friedensbewegung in Gang zu setzen - nach dem Motto: Gib den tatendurstigen jungen Männern ein Ziel, lass sie ihre Abenteuer suchen, damit sie nicht sich selbst und andere zerstören. Etwas ordensähnliches hatte die Gesellschaft der Ritter der Tafelrunde, erstreckt aber die der Gralssuche. Es gehörte sich für sie, wie ihre Idealgestalten, der geheimnisvoll-schöne Lanzelot und der starke Gawain zeigen, unterwegs immer tapfer das Böse zu bekämpfen und Frauen zu schützen. Selbstredend traten sie für Gerechtigkeit ein, für Ehre und Tugend, Anstand und Frömmigkeit. Auch wenn ihre Quest, ihre Suche nie zum Ziel führte - der Weg hat sie zum Ziel gebracht, zu edlen Taten und zu unsterblichem Ruhm.

Solchen Idealen strebte auch der junge Parzival nach, als er in die Welt und auf Abenteuer auszog, um ein guter Ritter zu werden. Seine Geschichte und die vom Gral, auf Französisch gedichtet, knüpft an die Artussage an, verlagert aber das Geschehen auf den Kontinent. Der ahnungslose naive Parzival lernt die Tugenden eines christlichen Ritters, würdig der Tafelrunde des Artus. Er als ein besonders Auserwählter soll die Gralsburg suchen. Der nur bruchstückhaft überlieferte französische Text diente Wolfram von Eschenbach als Quelle zu seiner großen deutschsprachigen Versdichtung über Parzival und wie er den Gral findet, wieder verliert und nach einem langen Weg des Zweifels, der Buße und des Leidens schließlich doch Gralskönig wird.

"Auf einem grünen Achmardei trug sie des Paradieses Preis, des Heiles Wurzel, Stamm und Reis, das war ein Ding, das hieß der Graal, ein Hort von Wundern ohne Zahl." Schön und geheimnisvoll, segnend und heilend, von fern herkommend und doch ganz nah, eine Geschichte des Leidens und der Schmerzen erzählend und doch Erlösung verheißend - so taucht der Gral in immer neuen Variationen in der Literatur des Mittelalters auf. Nach der Artussage von Merlin und seiner Rittertafel kann der Gral überall sein, im Wald von Borceliande ebenso wie auf der Insel Avalon oder anderswo. Nach der Parzival-Sage Wolfram von Eschenbachs hütet der Fischerkönig den Gral und wartet sehnsüchtig auf einen jungen Mann wie Parzival, der ihm die richtige Frage stellt und so von seinem Wächteramt erlöst. Denn eine unheilbare Wunde bereitet ihm Schmerzen. Und unter seiner Schwäche leidet inzwischen das ganze Land. Um den Gral sammelt sich eine Gemeinschaft von Brüdern und Schwestern, von Jungfrauen und Rittern. Gelegentlich werden die Ritter auch ausgesendet, um Unheil zu verhüten und Recht zu schaffen, so Parzivals Sohn Lohengrin. Was ist der Gral? Ein Kessel, der wunderbare Speise gibt, der Kelch des letzten Abendmahls oder das Gefäß, in dem Josef von Arimathia die Blutstropfen aufgefangen hat, die aus der

Seitenwunde Jesu fielen? Oder ist der Gral ein Stein, der Stein der Weisen? Für alles gibt es Anhaltspunkte in der Literatur. Der Gral soll eine Schüssel sein, die Nahrung spendet, eine Art Tischleindeckdich, ein Wunschding. Der Gral aber auch so etwas wie ein Reliquienschrein, mit Gold und Edelsteinen geschmückt, oder ein Stein, von dem helles Licht ausstrahlt. Ein Duftspender, ein verborgener Schatz. Gral konnte aber auch der Name eines Festes sein, bei dem es ausgelassen zugeht. Was bedeutet das Wort? Stammt es aus dem Griechischen, von krater, Mischkrug, aus dem Lateinischen, von gradale, das heißt Schale, oder von Graduale, dem Stufenlied der lateinischen Messe? Oder kommt das Wort gar aus dem Arabischen? "In Wolfram von Eschenbachs Werk erzählt der Onkel Parzivals von einer tapferen Schar, die ihre Speise und ihren Trank von 'einem makellos reinen Stein' erhalten hätten. Bemerkenswert ist, dass dieser heilige Stein von einer Königin in einem Gewand aus arabischer Seide in die Runde gebracht wurde. Der Saphi oder Stein wird in den Parzival-Romanzen zum Gral. Der Begriff 'Gral' ist vom persischen al-gohr, der kostbare Stein, abgeleitet. Der Gral wird als höchstes Geheimnis Europas bezeichnet und sicher aufbewahrt. Wolfram selbst nennt als Quelle seiner Schrift einen Provenzalen, der die 'himmlischen Buchstaben' des Arabischen studierte, um ein Buch aus Toledo zu lesen. Toledo war zu dieser Zeit eine Sufi-Hochburg ..." (Steff Steffän, Geschliffen und poliert. Wie man ein Sufi oder Edelstein wird. Visionen, März/April 97, Dr. Andrea Michaels Verlag, Düsseldorf) So ein Sufimeister von heute. Es gibt demnach nach wie vor eine Art Wettstreit über die Urheberschaft des Grals. (Emma Jung hat bekanntlich ihr ganzes Leben dieser Frage gewidmet und kam zu dem Schluss, er sei der Geist des Mercurius, der Lebensgeist im Stein.)

Dass Motiv und Idee vom Gral aus dem Orient stammen, wird nicht bestritten. So war in Persien beispielsweise die kostbare Perle Symbol für den Erlöser und die Wandlung. al-gohr, kostbarer Stein, könnte daher auch Perle bedeuten. Im Orient wurden und werden aber auch seit langem auffällige Meteoritensteine verehrt - als heilige Steine, als Botschaften des Himmels. Der bekannteste unter ihnen ist die Kaaba. Die Idee der Alchemie, aus dem Stein Weisheit und Leben zu destillieren, rührt von der Verehrung solcher Fundsteine her, die sichtbar nicht von der Erde stammten. Andere Orientalisten erinnern an die Bestattungsart des ägyptischen Osiris, an die Kanopen, das sind so etwas wie Urnen, in denen die Eingeweide des Königs bestattet wurden, vor der Mumifizierung aus einer Leiche herausgetrennt. Vier solche Kanopen umstehen das Grab der Mumie. Ein prachtvolles Beispiel dafür ist im Museum von Kairo zu besichtigen. Die Vorstellung war, dass die Eingeweide die Seelensubstanz des Gottes enthielten, die Kraft seiner Wiedergeburt. Daher, so das Argument,

sei der Gral wohl so etwas wie das Grab der Seelensubstanz, die nur vorübergehend darin ruht, denn in ihr ist göttliche Auferstehungskraft.

Wandlung einer unbefriedigenden Lage in eine beglückende ist auch heute Wunsch und Sehnsucht des Menschen, ob er einfach Hunger hat und sein Wunschding ein Topf voller Nahrung ist, ob er seine zu ihm passende Liebste sucht, die Venus im Grale, oder ob er jene Wandlung anstrebt, die ihn von Leid und Sterblichkeit erlöst. "Wunsch vom Paradies", "Freudenort", "Himmelsgral" sind daher auch weitere Umschreibungen für den Gral. Schwer zu erreichen, diese Kostbarkeit, oft unmöglich zu finden dieser Schatz. Wolfram von Eschenbach hat in seinem Parzival den Entwicklungsroman eines jungen Mannes geschildert, der in Deutschland für Jahrhunderte Beispiel und Vorbild gewesen ist.

Bei Wolfram von Eschenbach ist der Gral im Unterschied zu den meisten anderen Dichtungen aus der gleichen Zeit, die beim Gral an eine Schale, ein Gefäß denken lassen, wie gesagt ein Stein, ein lapis ex coelis, Himmelsstein oder Stein der Weisen, aus dem das Lebenselixier gewonnen wird. Wie im Gefäß die göttliche Seelensubstanz, ist im Stein Licht verborgen, die innerste geistige Kraft der Natur, des Ursprungs und der Schöpfung.

So wenig greifbar, so schillernd in Gestalt und Namen, so geheimnisvoll in seiner Herkunft wie der Gral erscheint, ist er ein sehr passendes Symbol für das, was man auch das wahre Selbst nennen könnte, sinnerfülltes Leben, Gott. Sein Leben lang ist der Mensch auf der Suche danach, oder sollte es jedenfalls sein. Denn die Weisen meinen, diese Suche, dieser Weg sei das einzige, was dem Menschenleben Sinn gebe, ein Ziel, eine Richtung. Finden, Erfüllung, Glück fallen nach dieser Deutung fast in eins mit dem Sterben. Leben dagegen bedeutet: unterwegs sein, versagen, schuldig werden, neu suchen, irren, reifen, sich sehnen. Für Momente mag das Glück zwar aufscheinen, aber ein Bleiben gebe es nicht.

Solche Geschichten begleiten das christliche Abendland, beflügeln die Phantasie, sind Deutungen von Leben und Glauben. "Willst du vollkommen sein, verkaufe alles was du hast und gib's den Armen, und komm, folge mir nach", sagt Jesus zum reichen Jüngling. Das Reich Gottes war das Ziel, das Jesus vorgab. Unterwegs zu sein, ihm nachzufolgen, kostete es das eigene Leben, die beunruhigende Botschaft. Ziel: das Reich Gottes.

In den letzten Jahrhunderten hielt man es in Europa zunehmend nicht mehr für dringlich, ein Pilger ins Himmelreich zu sein. Bot die Erde doch Abenteuer und Ziele genug wie der neu entdeckte Kontinent Amerika, die Weltmeere, die fernen Küsten Afrikas, Indiens und Australiens. Die Sehnsucht nach dem Anderen, dem Geheimnisvollen, nach dem unentdeckten Land hat die wildesten Abenteurer geleitet. Die fernen Küsten sollten die

Erfüllung bringen, die zu Hause versagt schien. In fernen Ländern gruben sie nach Gold, suchten ihr Glück. Die meisten haben Tod und Schrecken gebracht, wohin sie kamen, selbst aber nicht gefunden, wonach sie suchten. Man könnte die Geschichte Europas als eine missverstandene, weil nach außen statt nach innen gewendete Gralssuche deuten. Denn die schwierigste Entdeckungsreise, die zu sich selbst, zum Gral, zu Gott, wurde gerade gemieden. Es ist eine männliche Suche, die in den Dichtungen vom Gral und in verwandten Erzählungen immer wieder dargestellt wird. Das Weibliche ist aus dieser Perspektive fast mit dem Gral identisch. "Auf einem grünen Achmardei trug sie des Paradieses Preis..." Eine Jungfrau war Gralshüterin, Gralsträgerin. In der mittelalterlichen Frömmigkeit wurde Maria, die jungfräuliche Mutter, die Gottesträgerin und Gottesgebärerin mit dem Gral gleichgesetzt. In den Legenden der Katharer ist es Esclarmonde, die den Gral davor bewahrt, den Eroberern in die Hände zu fallen. Grüner Achmardei, das ist der arabische Name für einen Seidenstoff. Seide ist besonders geeignet, Edelsteine oder mit magischer Kraft geladene Gegenstände einzuhüllen. Grün ist im Orient die Farbe des Geistes. Grün ist bei Hildegard von Bingen, die in der gleichen Epoche lebte wie die Dichter der Gralslegende, das heilige Grün, die göttliche Lebenskraft in allen Geschöpfen. Jungfrau, Grün und Gral als Symbole für Lebendigkeit und Frische sind nahe verwandt. Erneuerung, Regeneration, Wiedergeburt aus dem Geist, das sind Vorstellungen und Hoffnungen, die sich an die ewig junge Seele richten, an die Anima, vom Geistwind belebtes Wasser.

3. Der Garten

Mit dem Satz „In einem Garten ging die Welt verloren, in einem Garten wurde sie erlöst“, hat Blaise Pascal eine Brücke geschlagen zwischen dem Garten des Paradieses und dem Garten des Ostermorgens. Gärten haben seit jeher einen besonderen Zauber, angefangen vom Garten der Kindheit bis zu erträumten Paradiesen. In der Bibel begegnen sich nicht nur Adam und Eva, sondern auch die Liebenden des Hohenliedes in einem Garten. Ein Garten mit eigenem Weinstock und Feigenbaum ist Inbegriff des Schalom, und auch das von Edelsteinen schimmernde himmlische Jerusalem steht mitten in einem Garten, in dem Wasser strömt und Bäume mit heilenden Blättern wachsen. Gärten sind konkret und symbolisch Orte der Kultur, der Begegnung, der Wandlung und der Erfüllung. Und wo immer der Mensch zum Gärtner wird, verwirklicht er etwas von dem, was für ihn ursprünglicher Lebensraum, innerer Seelenraum und Bild seiner Sehnsucht nach Heimat ist.

Das Menschenschicksal scheint unauflöslich mit dem Garten verbunden. Das soll in fünf Abschnitten deutlich werden: 1. Der Garten Eden, 2. Das verlorene Paradies, 3. Der Garten Gethsemane, 4. Der Garten des Ostermorgens, 5. Der Seelen-Garten.

1. Der Garten Eden:

„Dann pflanzte Gott der Herr einen Garten in Eden gegen Osten und setzte den Menschen darein, den er gebildet hatte. Und Gott der Herr ließ allerlei Bäume aus der Erde wachsen, lieblich anzusehen und gut zu essen, und den Baum des Lebens mitten im Garten, und den Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen. Es entspringt aber ein Strom in Eden, den Garten zu bewässern; von da aus teilt er sich in vier Arme ... Und Gott der Herr nahm den Menschen und setzte ihn in den Garten Eden, dass er ihn bebaue und bewahre“ (1. Mose 2, 8-15).

So steht es am Anfang der Bibel. Erst der Garten, dann der Mensch, der ihn als Lebensraum bekommt. Dabei ist der Garten im Unterschied zur Wildnis ein abgegrenzter Bezirk, ein Kulturraum, den der Mensch gestaltet. Die Bibel sieht in keinem Geringeren als Gott selbst den Kulturbringer, den ersten Gärtner. Die archäologische Forschung vermutet, dass der Mensch, und zwar die Frauen, vom 8. Jahrtausend vor Christus an Gärten anlegte. Ende der Jäger- und Sammlerkultur, Beginn der Bodenbearbeitung, die schließlich zur Sesshaftigkeit und zur groß angelegten Bodenkultivierung durch den ursprünglich nomadisierenden Menschen führte. Im Ursprungsgarten der Bibel aber kam es zum Konflikt:

„Als sie nun hörten, wie Gott der Herr in der Abendkühle im Garten wandelte, verbarg sich der Mensch mit seinem Weibe vor dem Angesichte Gottes des Herrn unter den Bäumen im Garten“ (Mose 3,8).

Was wie ein lustiges Versteckspiel anfängt, endet in der Vertreibung aus dem Garten.

Eva hatte von den Früchten des Baumes gegessen, die dem Menschen verboten waren, hatte die Frucht mit Adam geteilt, sie hatte auf das Wort der Schlange gehört und so das Tabu gebrochen, das Gott mitten im Garten aufgerichtet hatte:

„Von allen Bäumen im Garten darfst du essen, nur von dem Baume der Erkenntnis des Guten und Bösen, von dem darfst du nicht essen, denn sobald du davon issest, musst du sterben“ (1. Mose 2, 16.17).

Warum das Verbot, warum die Übertretung, und worum ging es dabei? Das wird nun seit drei Jahrtausenden diskutiert und gedeutet, ohne dass die Erzählung ihr Geheimnis preisgegeben hätte. Nur die Schlange gibt vor, es zu wissen:

„Gott weiß, dass, sobald ihr davon esset, euch die Augen aufgehen werden und ihr wie Gott sein und wissen werdet, was gut und böse ist“ (1.Mose 3, 5).

Jedenfalls war es verlockend, von den verbotenen Früchten zu essen:

„Und das Weib sah, dass von dem Baume gut zu essen wäre und dass er lieblich anzusehen sei und begehrenswert, weil er klug machte, und sie nahm von der Frucht und gab auch ihrem Manne neben ihr, und er aß. Da gingen den beiden die Augen auf, und sie wurden gewahr, dass sie nackt waren, und sie hefteten Feigenblätter zusammen und machten sich Schurze“ (1.Mose 3,6.7).

Trotz Schurz versteckten sie sich, als Gott in der Abendkühle im Garten wandelte, und als er sie rief und befragte, kam es zum Zerwürfnis: Adam sagte, dass er sich fürchte, weil er nackt sei, beschuldigte Eva, sie habe ihm von der Frucht zu essen gegeben, Eva beschuldigte die Schlange, sie habe sie verführt, und Gott sprach einen vierfachen Fluch aus: über die Schlange, über Eva, über Adam und über den Erdboden. Zuletzt vertrieb er den Menschen:

„So schickte ihn Gott der Herr fort aus dem Garten Eden, dass er den Erdboden bebaue, von dem er genommen war. Und er vertrieb den Menschen und ließ östlich vom Garten Eden die Cherube sich lagern und die Flamme des zuckenden Schwertes, den Weg zum Baume des Lebens zu bewachen“ (1.Mose 3, 23.24).

Auf sumerischen Rollsiegeln – und viele Motive des Alten Testaments stammen aus Sumer, jener hohen Kultur des Zweistromlandes am Euphrat und Tigris im 4. Jahrtausend vor Christus – auf den Rollsiegeln der Sumerer findet man immer wieder zwei Motive: Da ist ein Baum, auf dem sich eine Schlange windet, und vor dem Baum kniet eine weibliche Gestalt. Und da ist ein Baum, auf beiden Seiten flankiert von geflügelten Tieren – den Cheruben, die in der biblischen Übersetzung zum Engel mit dem Flammenschwert wurden. Die Religionsgeschichte sieht in dem Baum den Lebensbaum, in der Schlange das Symbol der Weisheit und Lebenserneuerung, in der weiblichen Gestalt eine Priesterin. Womöglich ist in der Paradieserzählung und dem so genannten Sündenfall auch ein Religionskonflikt abgebildet: Der Kult des Lebens, vertreten durch Baum, Schlange und Priesterin, wird abgelöst durch eine Religion der Sittlichkeit, repräsentiert von einem Gott, der Gebote aufstellt und deren Übertretung ahndet. Wie dem auch sei, nicht nur in der Bibel, auch in anderen historischen Kulturen und Religionen versteht der Mensch sich als ein aus dem Paradies Vertriebener.

2. Das verlorene Paradies

Da ist die Rede von einem goldenen Zeitalter der Menschheit, das verloren ging und nach dem man sich immer wieder zurücksehnt, ein Zeitalter, in dem alles schöner und besser gewesen ist. Der griechische Schriftsteller Hesiod:

„Golden war das Geschlecht der sprechenden Menschen, das anfangs sie, die Todfreien, schufen, die himmlische Häuser bewohnen. Frucht brachte der nahrungspendende Boden willig von selbst, nicht kärglich, gehäuft. Und heiteren Herzens trieben sie friedlich ihr Werk, begleitet von Gütern die Fülle.“

Und der lateinische Dichter Ovid:

„Selbst die Erde, vom Dienste befreit, nicht berührt von der Hacke, unverwundet vom Pflug, so gewährte sie jegliche Gabe. Und die Menschen, zufrieden mit zwanglos gewachsenen Speisen, sammelten Früchte des Erdbeerbaums. Ewiger Frühling herrschte, mit lauem und freundlichem Wehen fächelten Zephyrlüfte die Blumen, die niemand gesäet.“

Der hebräische Prophet Micha erwartet ein kommendes Friedensreich als Sein im eigenen Garten:

„Und sie werden ihre Schwerter zu Pflugscharen schmieden und ihre Spieße zu Rebmessern. Kein Volk wird wider das andere das Schwert erheben, und sie werden den Krieg nicht mehr lernen. Sie werden ein jeder unter seinem Feigenbaum und unter seinem Weinstock sitzen, ohne dass jemand sie aufstört“ (Micha 4,4).

Ein Ägypter erwartet, was er auf Erden nicht mehr erleben wird, doch zumindest nach seinem Tode. In einem Gebet an Osiris, den grünen Gott des Nils und der Vegetation, der zum freundlichen Totengott wurde, bittet er:

„Gewähre, dass ich ein- und ausgehe in meinem Garten, dass ich mich kühle in seinem Schatten, dass ich Wasser trinke aus meinem Teiche jeden Tag, dass ich lustwandle am Ufer meines Teiches ohne Unterlass, dass meine Seele sich niederlasse unter den Bäumen, die ich gepflanzt habe, dass ich mich erquicke unter meinen Sykomoren.“

Ökologische Denker der Gegenwart weisen darauf hin, dass das Zukunftsbild des Menschen von einer bewohnbaren Erde nicht die Wildnis sein kann. Die Wildnis hat keinen Raum für den Menschen. Das Zukunftsbild kann nur ein Garten sein, eine vom Menschen gepflegte Landschaft, in der Raum ist für Pflanzen und Tiere und eben auch für den Menschen. Doch der Weg dahin ist weit. Statt ihn zu bebauen und zu bewahren, ist der Mensch immer wieder

der, der den Garten zerstört und verwüstet. Und der Außenweltzerstörung entspricht eine Innenweltzerstörung.

Auch die Religionen haben dem immer nur zeitweise und in ausgegrenzten Räumen Einhalt gebieten können. So waren etwa Oasen in der Wüste Orte des Friedens zwischen Mensch und Natur, wo Gastfreundschaft galt für jeden Fremden, wo neben der Quelle ein heiliger Stein an die Gegenwart der Gottheit erinnerte und selbst Tiere nicht gejagt wurden. So gab es in der Realität oder in der Phantasie abgelegene Inseln, wo Frieden unter den Menschen und Harmonie mit der Natur gelebt wurden. So gab es heilige Haine und Bäume, in denen man der Gottheit und ihren Geschöpfen mit Ehrfurcht begegnete. So gab und gibt es Klöster, Kirchen, Moscheen und Tempel, umgeben von gepflegten Gärten, wo eine Kultur des Geistes in der Gartenkultur sichtbar wird. Naturreserve und Nationalparks sind gegenwärtig der Ausdruck dafür, dass der Mensch sich zumindest hier und da zurücknimmt und der Natur ihren angestammten Lebensraum lässt. Doch rings um die ausgegrenzten Gebiete verwirklicht sich immer wieder der Fluch, dass der Boden nur noch Dornen und Disteln hervorbringt und weder Mensch noch Tier und Pflanze gedeihen.

Das Neue Testament enthält eine einzigartige Gartengeschichte, eine dunkle, von der nach christlichem Verständnis dennoch eine grundsätzliche Wandlung ausgegangen ist, - und damit sind wir beim dritten Abschnitt, vom Garten Gethsemane:

„Da kommt Jesus mit seinen Jüngern in ein Gut, genannt Gethsemane, und sagt zu den Jüngern: Setzet euch hier, bis ich dorthin gegangen bin und gebetet habe! Und er fing an, bekümmert zu werden und heftig zu zagen. Da sprach er zu ihnen: Meine Seele ist zu Tode bekümmert, bleibt hier und wachet mit mir. Und er ging ein wenig abseits, warf sich auf sein Angesicht nieder und betete: Mein Vater, ist es möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber; doch nicht wie ich will, sondern wie du willst. Und er kommt zu seinen Jüngern und findet sie schlafend. Wiederum zum zweitenmal, ging er hin und betete: Mein Vater, wenn dieser Kelch nicht an mir vorübergehen kann, ohne dass ich ihn trinke, so geschehe dein Wille! Und er kam und fand sie abermals schlafend, denn ihre Augen waren vom Schlaf überwältigt. Und er verließ sie, ging wieder hin, betete zum drittenmal und sprach wiederum dasselbe Wort. Dann kommt er zu den Jüngern und sagt zu ihnen: Schlafet nur weiter und ruhet! Siehe, die Stunde ist genaht, dass der Sohn des Menschen überliefert wird in die Hände der Sünder“ (Matthäus 26, 36-45).

„Wach im dunklen Garten“ könnte man diese Erzählung überschreiben, die wohl intimste Schilderung von einem einsamen Kampf, in dem einer seinen Lebenswillen preisgibt an den

Willen seines Gottes und einen Kelch annimmt, der alles andere als begehrenswert ist, um dann mitten durch seine schlafenden Weggefährten hindurch der Verhaftung entgegenzugehen, die ihn zur Hinrichtung am Kreuz führt. Der Garten Gethsemane auf dem Ölberg bei Jerusalem wird den Besuchern bis heute gezeigt. Acht Olivenbäume sind dort zu sehen, alte, mit dicken, knorrigen Stämmen, die einen Umfang von acht Metern haben. Ob sie tausend Jahre oder noch älter sind, wer weiß es.

„Es ist vollbracht“, soll eines der letzten Worte Jesu am Kreuz gewesen sein. Und am Abend seines Todestages kam ein Freund aus Jerusalem, erbat sich von Pilatus den Leichnam und bestattete ihn.

„Joseph von Arimathia nahm den Leib, wickelte ihn in reine Leinwand, legte ihn in seine neue Gruft, die er im Felsen hatte aushauen lassen, wälzte einen großen Stein vor die Tür zur Gruft und ging hinweg“ (Matthäus 27,59.60).

Bis heute werden in Jerusalem zwei Stätten gezeigt, wo das Felsengrab gewesen sein soll. In der Grabeskirche, die darüber gebaut worden ist, und das sogenannte Gartengrab. Es liegt in einem schönen, parkähnlichen Baumgarten nahe dem Damaskustor. Dort kann man sich die Szene des vierten Abschnitts vorstellen:

4. Der Garten des Ostermorgens

„Am ersten Tag der Woche aber kommt Maria Magdalena früh, als es noch dunkel war, zur Gruft und sieht den Stein von der Gruft hinweg genommen. Wie sie nun weinte, beugte sie sich in die Gruft hinein. Da sieht sie zwei Engel in weißen Kleidern dasitzen, den einen beim Haupte und den anderen bei den Füßen, da, wo der Leib Jesu gelegen hatte. Und die sagten zu ihr: Weib, was weinst du? Sie sagt zu ihnen: Sie haben meinen Herrn hinweg genommen, und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben. Als sie dies gesagt hatte, wandte sie sich um. Und sie sah Jesus dastehen und wusste nicht, dass es Jesus war. Jesus sagt zu ihr: Weib, was weinst du? Wen suchst du? Jene, in der Meinung, es sei der Gärtner, sagt zu ihm: Herr, hast du ihn weggetragen, so sage mir, wo du ihn hingelegt hast, und ich will ihn holen. Jesus sagt sie ihr: Maria! Da wendet sich diese um und sagt zu ihm auf hebräisch: Rabbuni! (das heißt Meister)“ (Johannes 20, 1.11-16).

Ein Garten früh am Morgen, als es noch dunkel war, kurz vor Sonnenaufgang. Vor den verweinten Augen der Frau in der leeren Felshöhle zwei Engel, die sie ansprechen, hinter ihr ein Gärtner, der ihr dieselbe Frage stellt: Was weinst du?, und in dem sie den Totgeglaubten erkennt. Auf dieses Wiederfinden spielte Blaise Pascal an mit seinem Wort „... in einem

Garten wurde sie erlöst“. Der Garten - Begegnungs- und Wandlungsort, Ausgang von Neuem. Denn Maria Magdalena hört hier den Auftrag: „Rühre mich nicht an.“

Nicht anrühren, nicht essen, so hatte es auch vom Baum in der Mitte des Gartens geheißen.

„Rühre mich nicht an, denn ich bin noch nicht zum Vater aufgefahren. Geh aber zu meinen Brüdern und sage ihnen: Ich fahre auf zu meinem Vater und eurem Vater und zu meinem Gott und eurem Gott“ (Johannes 20, 17).

Hier gibt es kein Versteckspiel hinter Bäumen, hier begegnen einander zwei, die dem Tod ins Gesicht gesehen und ihn überwunden haben. Mit dem „Rühre mich nicht an“ wird erneut ein Abstand in Kraft gesetzt. In diesem Garten des Ostermorgens scheinen zugleich alle Grenzen aufgehoben. Die Grenzen zwischen Gott und Mensch, die Grenzen zwischen Mann und Frau, die Grenzen zwischen Leben und Tod, die Grenzen zwischen Paradies und außerhalb des Paradieses. Der Baum des Lebens ist wieder zugänglich. Christus spricht von sich selbst als von dem wahren Baum des Lebens:

„Ich bin der wahre Weinstock, und mein Vater ist der Weingärtner. Bleibt in mir und ich bleibe in euch! Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt und ich in ihm, der trägt viel Frucht, denn ohne mich könnt ihr nichts tun“ (Johannes 15, 1.4.5).

Marc Chagall hat das Mittelfenster im Fraumünster in Zürich ganz in Grün gehalten. Aus der Krone eines mächtigen Baumes erhebt sich die Gestalt des auferstandenen Christus, umgeben von einer Aureole goldenen Lichts. Er zeigt das heilige Grün, von dem Friedrich Hölderlin sagte:

„Und das heilige Grün, der Zeuge des ewigen, schönen Lebens der Welt, es erfrischt, wandelt zum Jüngling mich um.“

Und das heilige Grün, *nobilissima veriditas*, das Hildegard von Bingen als die innerste, schöpferische und belebende Kraft der Schöpfung besang:

„Edelstes Grün,

du wurzelst in der Sonne

und leuchtest in klarer Heiterkeit

im Rund eines kreisenden Rades,

das die Herrlichkeit des Irdischen nicht fasst:

Du Grün bist umschlossen von Liebe,

umarmt von der Herzkraft himmlischer Geheimnisse.

Du röttest wie das Morgenlicht,
du flammst wie der Sonne Glut,
edelstes Grün.“

„Rabbuni“ hatte Maria Magdalena den Auferstandenen angedet, ein liebevoll-zärtlicher Titel für ihren Meister. Seit langem beschäftigt die Gemüter deshalb die Frage, ob Jesus und Maria Magdalena ein Liebespaar gewesen seien. Der Garten, in dem sie sich fanden, ist jedenfalls immer auch ein Ort der Begegnung, der Erotik. Das Hohelied erzählt vom Suchen und Finden der Liebenden Sulamith und Salomo:

„Auf meinem Lager in der Nacht suchte ich ihn, den meine Seele liebt, ich suchte ihn, doch ich fand ihn nicht. So will ich mich aufmachen und die Stadt durchwandern, die Straßen und Plätze, will ihn suchen, den meine Seele liebt. Ich suchte ihn, doch ich fand ihn nicht. Mich fanden die Wächter, die die Stadt durchstreifen – Habt ihr ihn gesehen, den meine Seele liebt?
- Wohin ist dein Geliebter gegangen, du Schönste unter den Frauen? Wo hat dein Geliebter sich hingewandt, dass wir ihn suchen?

-Mein Geliebter stieg hinab in seinen Garten, zu den Balsambeeten, nach den Reben zu sehen, Lilien zu pflücken.

Ein verriegelter Garten ist meine Schwester und Braut, ein verriegelter Garten mit versiegeltem Quell. Dein Schoß ist ein Park von Granatbäumen mit allerlei köstlichen Früchten, Cyperntraube samt Narden, Narde und Safran, Gewürzrohr und Zimt samt allerlei Weihrauchhölzern, Myrrhen und Aloe mit den allerbesten Balsamen.

Mein Gartenquell ist ein Brunnen lebendigen Wassers, das vom Libanon strömt. Erwache Nordwind, und komme, Süd, durchwehe meinen Garten, dass seine Balsamdüfte strömen. Mein Geliebter komme in seinen Garten und esse von seinen köstlichen Früchten.

Ich kam in den Garten meiner Schwester und Braut, pflückte meine Myrrhe und meinen Balsam, ich aß meinen Honig, trank meinen Wein und meine Milch.“

Der Seher Emanuel Swedenborg schuf mitten im Christentum eine neue Himmelsphantasie: Wenn wir sterben, begegnen wir unserem wahren Seelenpartner, und unser künftige Leben gleicht dann einem Liebesspiel in paradiesischen Gärten.

„Schafft euch Oasen der Liebe!“ rät ein Paartherapeut der Gegenwart allen Paaren, die ihre Gemeinschaft lebendig erhalten wollen. Und er meint mit diesen Oasen eine ausgesparte Zeit, die nur den Liebenden gehören soll und in denen sich das Wunder ihrer anfänglichen

Begegnung wieder neu entfalten kann wie in einem Garten, der Bäume, Blumen, Duft und Feuchtigkeit enthält.

Nun ein letzter Abschnitt, der 5.: Der Garten als Seelenraum.

Europa verdankt viele seiner schönsten Parkanlagen der Aristokratie, die eine ideale Landschaft gestalten ließ, oft genug dabei „das Land der Griechen mit der Seele suchend“ also eine arkadische Landschaft, in der Bäume wachsen sollten, die eigentlich nur in Südeuropa gedeihen.

Märchen wissen immer wieder von verzauberten Gärten zu erzählen, in denen Wasser des Lebens sprudelt, Bäume mit goldenen Früchten wachsen und meistens auch noch eine wunderschöne Prinzessin schläft. Doch nur auserwählte Helden können diesen Garten am Ende der Welt finden und die Wächtertiere und Tore überwinden, die den Zugang verhindern.

Kein christliches Kloster ohne Kreuzgang, eine offene Wandelhalle rings um einen Garten, in dessen Zentrum ein Brunnen plätschert: Bild für das innere und jenseitige Paradies, das die Mönche und Nonnen meditierend suchen. Auch Moscheen sind von Gärten und Wasserbecken umgeben, die das künftige Paradies abbilden. Die Zengärten Japans sind Kunstwerke aus Stein und Grün, ideale Landschaften der Harmonie zwischen Innen und Außen, zwischen Mensch und Natur.

Und was außen gestaltet und geschaut wird, ist längst zu einem inneren Bild geworden, in das der Einzelne sich träumend und imaginierend hineinversetzen kann. Ein innerer Garten kann der Ort der Stille sein, in den er sich zurückzieht. Ein Ort, zu dem niemand sonst Zutritt hat, nicht einmal die eigenen Gedanken, ein inneres Heiligtum, Ort der Heilung und der Vergegenwärtigung des eigenen unzerstörbaren Seins.

Die spanische Ordensfrau und Mystikerin Teresa von Avila hat den spirituellen Weg, die Gestaltung des seelischen Innenraums mit der Anlage und Bewässerung eines Gartens verglichen. Dafür hatte sie alte Vorbilder, zum Beispiel Jesus Sirach:

„Von Weisheit ist es so voll wie der Pison von Wasser und wie der Tigris in den Tagen der Erstlingsfrüchte; von Einsicht fließt es über wie der Euphrat und wie der Jordan in den Tagen der Ernte, von Belehrung flutet es wie der Nil, wie der Gihon in den Tagen der Weinlese. Der Erste wurde nicht fertig, es zu erfassen, und auch der Letzte wird es nicht völlig ergründen, denn gewaltiger als das Meer sind seine Gedanken und sein Sinnen tiefer als die große Flut. Ich aber war wie ein Wassergraben gewesen, wie ein Kanal, der in einen Lustgarten fließt; ich hatte gedacht: Ich will meinen Garten bewässern und meinen Beeten zu trinken geben - und

sieh, da ward mir der Graben zum Strome, und mein Strom wurde zum Meere...“ (Jesus Sirach 24,25-31)

Gartenträume sind immer beides zugleich: Erinnerung an ein Paradies, das einmal war und das der Gärtner, die Gärtnerin mit seinen Mitteln zu gestalten sucht, und Hoffnung auf ein künftiges Sein, das Heilung, Frieden und erfülltes Leben verspricht. So erzählen die letzten Seiten der Bibel wieder von der gleichen Vision. Da erscheint die von Edelsteinen schimmernde Stadt, das himmlische Jerusalem inmitten eines Gartens:

„Siehe da, die Wohnung Gottes bei den Menschen, und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden ein Volk sein und Gott selbst wird bei ihnen sein. Und er wird alle Tränen abwischen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein und kein Leid und Geschrei noch Schmerz wird mehr sein ... Und der Engel zeigte mir einen Strom des Wassers des Lebens, klar wie ein Kristall. Inmitten der Stadt und auf beiden Seiten des Stromes standen Bäume des Lebens die zwölf Früchte tragen, indem sie jeden Monat ihre Frucht bringen; und die Blätter der Bäume dienen zur Heilung der Völker ... Und der Geist und die Braut sagen: Komm! Und wer es hört, der sage: Komm! Und wer dürstet, der komme, wer will, der nehme Wasser des Lebens umsonst!“ (Offenbarung 21, 3.4; 22, 1.2.17).

Fünf Bilder vom Garten: Der Garten – ein ursprünglicher Lebensraum des Menschen, in den doch das Unheimliche einbricht und die Scham. Der Garten – ein verlorenes Paradies, Bild der Sehnsucht und der Hoffnung auf Frieden mitten in der Wüste einer zerstörten Außen- und Innenwelt. Der nächtliche Garten als einsame Stätte der Wandlung, der Garten im Morgenrauen als Begegnungsort, an dem alle Grenzen aufgehoben sind. Und der Garten als ideale Landschaft, als innerer Seelenraum, in dem sich ein erahntes und kommendes Paradies abbildet. Schönheit, Harmonie und dauernde Glück in einem Garten und Menschenschicksal sind miteinander verwoben; was dem einen fehlt, fehlt auch dem anderen, was den einen heilt, heilt den anderen zugleich.